

Die Geschichte spielt zu einer Zeit, als es – mindestens im Hinterland des riesigen Brasiliens – noch keine Handys gab. Für Hilferufe in der äußersten Not hielt man sich Briefftauben. Auch Straßen für Motorfahrzeuge gab es in dieser abgelegenen Gegend nur wenige, deshalb waren hier Pferde besser. Der Erzähler ist ein Deutscher, der nach Brasilien auswanderte, um sich dort eine Farm aufzubauen.

(Bearbeitet nach der Erzählung von August Karl Stöger)

„Ja, meine Lieben“, sagte Onkel Richard, als wir ihn eben mit Mühe daran gehindert hatten, auf dem weißen Tischtuch eine Ameise zu zerdrücken, „da will ich euch bloß mal ein Geschichtchen erzählen, damit ihr versteht, warum ich diese süßen Tierchen nicht mehr sehen kann. Ein ganz verteufeltes Geschichtlein! Wie lange ist es denn her, Frieda?“

„Achtzehn Jahre“, antwortete die Tante.

„Achtzehn Jahre“, wiederholte Onkel Richard, wie doch die Zeit vergeht! Wir waren damals schon den sechsten Sommer in Brasilien und hatten uns eigentlich bereits eine nette Estancia erwirtschaftet: schöne Getreideböden, prächtiges Vieh, es waren wohl an die dreihundert Rinder. Auch das Personal war halbwegs zuverlässig, acht Caboclos und drei Frauen. Wir selbst waren jung und gesund, alles schien so seinen guten Weg zu gehen.

„Schien“, sagte ich! Denn eines Tages kommt Lutz angeritten, unser Nachbar und Freund. „Hör einmal, Ric“, ruft er, ehe er noch seine langen Beine auf den Boden gestellt hat, meine Indios erzählen da von wandernden Ameisen. Ist dir das schon bekannt?“

„Wandernde Ameisen?“, wiederhole ich. „Nein. Nichts gehört davon. Aber wenn schon! Lass sie ruhig spazieren gehen, wenn es ihnen Vergnügen macht. Mir wäre es zu Fuß zu heiß!“

Lutz ist inzwischen abgesehen. Ich führe ihn auf die Veranda und biete ihm Mate an. „Das ist nicht so einfach, wie du dir das vorstellst!“, sagt er. „Das sind nämlich Raubameisen! Ich selbst habe ja auch noch nicht mit ihnen zu tun gehabt, aber meine Leute erzählen wahre Schauermärchen. Diese Biester sollen schlimmer als Wasser und Feuer sein, wenn sie geschlossen anrücken. Da soll man nichts anderes tun können, als alles liegen- und stehenlassen und

einfach weglaufen! Und zwar schnell weglaufen!“

„Lächerlich!“, antworte ich. Einfach lächerlich! Schließlich, wenn sie schon kommen sollten - hat der Mensch seinen Verstand, um sich zu wehren. Hast du Angst vor ihnen?“

„Ich nicht“, sagt er. „Sie wandern ja auch nicht auf meiner Seite des Flusses, sondern auf deiner!“ Und dann rückt er plötzlich mit seiner ganzen Weisheit heraus: „Sie ziehen nämlich nach Norden herauf, und wenn sie nicht unerwartet abbiegen, treffen sie möglicherweise auf deine Estancia. Es ist ja die einzige in der ganzen Gegend.“

„Wann kommen sie denn schon?“, spottete ich. „Welche Ankunftszeit auf Santa Friderica haben sie denn auf ihrem Fahrplan? Damit ich weiß, was ich zu richten habe, Frühstück oder ...“

Lutz wird nun richtig ärgerlich und unterbricht mich: „Wenn dir nicht zu raten ist, ist dir auch nicht zu helfen! Auf jeden Fall habe ich dich gewarnt, das war meine Pflicht. Tschüs, Ric! Und schick wenigstens deine Frau weg!“ Er lässt sich nicht mehr überreden, länger zu bleiben, na ja, schließlich hat er drei Stunden zu reiten. Vom Pferd herunter sagt er noch: „Jetzt lachst du, Teurer! Gerippe aber, blank genagte Gerippe, sollen das nicht mehr können!“

Unruhige Nacht

Dies ist nach sechs Uhr abends, bald darauf wird es dunkel. Ich erzähle weder Frieda noch dem Personal, weshalb Lutz gekommen ist, in der Nacht schlafe ich aber sehr unruhig und träume dumme Sachen. Mindestens zehnmal wache ich auf, einmal kribbelt es mich da, einmal dort, und gegen zwei Uhr früh finde ich mich in Schweiß gebadet.

„Was hast du denn heute?“, fragt Frieda herüber.
„Ist dir nicht gut?“

„Zu heiß ist es mir!“, antworte ich. „Es ist aber
durchaus nicht schwüler als sonst.“

Frieda schläft wieder ein, ich bleibe hellwach.
Schließlich ist es möglich, dass die Ameisen
kommen! Ich weiß ja weiter nichts von ihnen,
aber das eine ist mir doch klar, dass ich mich
dann nicht in den Lehnstuhl setzen und sagen
kann: „Frühstückt gut, ein wenig opfere ich
schon, aber zum Mittagessen lasst uns lieber
wieder allein! Wir sind Gäste gar nicht mehr
gewohnt!“ Ach, ich armer Narr! Vor
Morgengrauen leidet es mich nicht mehr im Bett.
Ich stehe auf und trete vor das Haus, überlege,
was etwa zu tun wäre. Die Ameisen - sollten sie
wirklich Ernst machen mit Santa Friderica! -
könnten nur von Süden kommen. Im Westen
begrenzt ja der Fluss mein Grundstück, im Osten
fällt Fels ab, senkrechte, teilweise überhängende
Wände von mindestens achtzig Metern Höhe.
Unten sind ausgedehnte Sümpfe. Sperre ich nun
den Landhals zwischen Fluss und Felswand, so
ist der anrückenden Armee der Weg zum
Wohngebäude, den Hütten der Caboclos, den
Corrals und den Getreidefeldern verlegt. Dann
können die Krabbelsoldaten nicht einmal das
Frühstück bei mir nehmen!

Vermag ich aber den Landhals zu sperren?
Selbstverständlich!

Er hat - vom Wohngebäude ein paar gute
Steinwürfe entfernt - eine Breite von ungefähr
zweihundert Metern. Das Erdreich ist ziemlich
lockerer Sandboden. Wenn ich durch den
gesamten Hals einen Graben ziehen lasse,
angenommen von zwei Metern Breite und einem
halben Meter Tiefe, so genügt das. Nicht der
Graben allein, selbstverständlich! Es muss
Wasser hinein, stehendes oder noch besser
fließendes, reißendes Wasser! Das bekomme ich
aber! Ich brauche nur den Uferdamm des Flusses
zu durchstechen. Er führt um diese Zeit nicht
sehr viel Wasser, kann also nicht gefährlich
werden, den Bach jedoch, den ich brauche,
liefert er mir hundertmal. Dieser kommt dann
durch den Dammeinschnitt, durchläuft den
Graben und stürzt über die Wände in die Tiefe.
Stopp, Freunde, die Landstraße ist zu Ende! Das

sage ich euch, Richard Marten, Estanciero und
Wasseringenieur!

Aufruf zum Kampf!

Ich bin sehr fröhlich, als mein Verteidigungsplan
sich eigentlich so mühelos ergibt. Ich schlage
mir auf die Schenkel und rufe dann - da es
bereits auch Tag geworden ist - die Arbeiter
zusammen. Frieda, die mich fragt, was die Nacht
über los gewesen sei und was ich nunmehr
wieder unternehme, kläre ich kurz auf.

Inzwischen haben sich die Caboclos versammelt,
und ich halte eine kurze Ansprache: „Männer
und Frauen von Santa Friderica!“ Sie lachen
nach diesem Beginn und glauben mich wohl
betrunken. „Das Lachen wird euch sofort
vergehen“, setze ich fort, wenn ich euch sage,
dass wir Gäste bekommen. Vierfüßige - oder
haben sie sechs Füße, das weiß ich jetzt nicht! -,
also vier- bis sechsfüßige Gäste! Ameisen!
Raubameisen!“

Ich halte einen Augenblick inne, um zu sehen,
wie meine Ankündigung wirkt. Sehr großen
Eindruck scheint sie nicht zu machen. Bloß
Perez, der älteste der Caboclos, gibt es auf, in der
Hosentasche mit ein paar Münzen zu klimpern.
„Ich freue mich, dass du mir jetzt auch deine
Aufmerksamkeit schenkst!“, sage ich zu ihm.

Nachher spreche ich weiter, so ein bisschen
Unsinn: dass ich Gäste ganz gerne empfangen, in
diesem besonderen Fall aber wohl zuwenig
Teller und Schüssel habe, um sie standesgemäß
bewirten zu können. Daher müssten wir ihnen
klar zeigen, dass sie bei uns einen Fastentag
einschalten müssen. Wir tun es auf folgende
Weise...“, sage ich, und nun entwickle ich den
Burschen meinen Plan. Sie bleiben weiterhin
ruhig, ja, die Aussicht auf die Buddelei, zu der
sie sich wohl eine Sondervergütung versprechen,
scheint ihnen sogar Vergnügen bereiten. Also,
holt eure Krampen und Schaufeln“, schließe ich,
„Perez gibt sie heraus.“

Ich drehe mich weg, um bis zur Rückkunft der
Caboclos endgültig festzulegen, wo wir den
Graben ziehen werden, da kommt Perez heran.

„Ja, was ist denn, alter Freund?“

Er wartet, bis seine Kameraden außer Hörweite sind, sagt dann: „Graben umsonst, Señor! Ganz umsonst!“

„Ja“, gebe ich zu, „der Graben schon. Aber nicht das Wasser darin. Reißendes Wasser!“

„Alles umsonst! Vor Ameisen alles umsonst!“



„Du bist ja verrückt! Hast du selber schon einmal mit ihm zu tun gehabt?“

„Nein. Aber haben viel gehört!“

„Eben. Gehört! Ammenmärchen hast du gehört! Gib ihnen das Werkzeug heraus!“

Perez geht aber nicht. „Wäre besser, Vieh wegzubringen“, sagt er. Jetzt noch alles ruhig und Vieh nicht aufgeregt!“ „Und die Farm?“, frage ich. „Das Geflügel? Die Felder? Das Saatgetreide? Frisst das Ameisenzeug auch Getreide?“

„Frisst alles! Blatt, Gras, Getreide, Tier, Mensch!“

Nun muss ich aber lachen. „Ach, hör auf“, sage ich. Schließlich hat der Mensch seinen Verstand. Tu jetzt, was befohlen ist! Und behalt deine Weisheit für dich! Das versprichst du doch?“

Er nickt wortlos und geht.

Die Estancia wird Festung

Wir schlagen also zunächst Pfähle ein, um Lage und Richtung des Grabens zu bezeichnen. Jeder der Caboclos bekommt seinen Abschnitt zugeteilt, und dann beginnt das Schippen.

Es geht überraschend schnell vor sich, um zehn Uhr machen wir eine Pause, und ich gebe Tabak aus. Gegen zwölf sind wir so weit, dass der Graben in seiner ganzen Länge angedeutet ist.

„Auf zum Mittagessen!“, rufe ich, Frieda hat einen ganzen Berg von Weizenfladen gebacken, der Mate fließt in Strömen. Ab zwei Uhr arbeiten wir wieder weiter, und gegen Abend ist der Graben fertig. Er ist nicht sauber, das versteht sich, er hat noch seine Schönheitsfehler, aber es ist bereits ein Graben! Das Wasser könnte für den Notfall darin fließen.

„Wollen wir es noch hineinlassen, für einen ersten Versuch?“, frage ich während des Abendessens. Die Arbeiter sind bereit dazu. So nützen wir den Mondschein und durchstechen den Flussdamm. Das ist ziemlich mühevoll, habe ich ihn doch in jahrelanger Arbeit immer höher und breiter gemacht, um vor Überschwemmungen gesichert zu sein. Gegen Mitternacht aber ist auch dies geschehen, und das erste Wasserlein schießt in den Graben. Die Caboclos schreien vor Vergnügen, als es weiterfließt und weiter, sie laufen wie die Kinder vor ihm her, bis an die Felsen. Dort stürzt es dann hinunter in den Sumpf, das Aufplatschen ist noch zu hören.

„Wieder abdämmen!“, befehle ich nach dieser Probe. „Morgen wird fertiggemacht.“

Wir gehen zu Bett. Ich schlafe diese Nacht wie ein Säugling, wie ein Pfadfinder, der tagsüber seine guten Werke getan hat, wie ein unschuldiger Engel im Himmel.

Welch grenzenloser Leichtsinn dies ist, kann ich ja erst zwei Tage nachher ermessen!

Den folgenden Vormittag machen wir den Graben fertig. Er wird eine Meisterleistung: zwei Meter breit wie vorgesehen, statt des halben einen ganzen Meter tief. „Dir zuliebe, du finstere Eule!“, sage ich zu Perez. Die Grabenwand, die gegen die Farm zu liegt, stechen wir zu einem

Überhang aus, damit ein etwaiges Erklettern noch erschwert sein sollte. Das ausgehobene Erdreich werfen wir am jenseitigen Ufer zu einer Böschung auf, klopfen diese glatt. Auch der Wassereinlauf aus dem Fluss wird nun kunstgerecht vollendet: wir erweitern ihn, befestigen die Ränder mit Pfahlwerk. Dann nageln wir uns eine Schleusentür zusammen. Schieben wir sie in den Einschnitt, hält sie das Wasser ab, ziehen wir sie heraus, bricht ein rauschender, gischtender Bach in den Graben! Die Caboclos machen sich schließlich ein Vergnügen daraus, Schleuse auf, Schleuse zu, ich verbiete es ihnen nach einiger Zeit.

„Zwei Stunden Mittagspause!“, rufe ich. Am Nachmittag schert ihr euch an eure alte Arbeit! Sollte der Besuch kommen, pfeife ich!“

Ich bin selber so übermütig, dass ich zwei Finger in den Mund stecke und ihnen den Pfiff gleich vormache. Natürlich tun sie es mir nach, und ein wildes Gepfeife erfüllt die ganze Gegend.

Frieda kommt aus dem Haus gelaufen. Was ist denn los, Ric! Seid ihr wahnsinnig geworden?

Statt einer Antwort zeige ich ihr den Graben, auch die Schleuse auf, Schleuse zu.

„Schön habt ihr das gemacht“, lobt sie. „Sehr schön! Und wenn sie trotzdem herüberkommen?“

„Ach du!“, sage ich. „Jetzt fängst du auch an!“ Aber selbst für diesen Fall weiß ich einen Ausweg. „Wenn sie trotzdem herüberkommen?“, wiederhole ich. Dann setzt du mich auf einen Teller, legst Essiggurken dazu und präsentierst mich zum Gabelfrühstück! Guten Appetit mit Haut und Haar!“

Eingehakt gehen wir zurück zum Haus.

Erkundungsprozess

Am Nachmittag reite ich aus. Ich nehme Sultan mit, meinen Schäferhund. Zuerst zeige ich ihm den Graben. „Siehst du“, sage ich, bis daher kommen sie, die vierfüßigen ... ja verflixt, oder haben sie nun sechs Füße? Weißt du es?“

„Guck!“, antwortet er.

„Ja, guck! Wohin denn, wenn keine da sind! Du hast wohl auch nichts gelernt in der Schule! Ob man dann Füße oder Beine sagt, weiß ich ebenfalls nicht. So eine Schande! Höchste Zeit, dass sie kommen und sich ansehen lassen!“

Ich zeige Sultan auf die Schleuse, öffne sie einmal. „Hinein mit dir ins Wasser!“, rufe ich, und er lässt es sich nicht zweimal sagen. Der Bach trägt ihn ein ganz schönes Stück abwärts, aber vor den Felswänden kommt er natürlich wieder heraus.

„Kommen sie durch, die Vier- bis Sechsfüßler?“, frage ich ihn. Er schüttelt sich, dass die Tropfen fliegen: ein überzeugendes Nein!“

Wir reiten eine gute Stunde, Richtung Süden. Es ist alles wie sonst, Bäume und Büsche stehen reglos in der argen Hitze, bloß die Kleintierwelt scheint unruhig. Es gibt viele Eidechsen auf dem Boden, ab und zu eine Schlange, kleine Nager. Merkwürdig ist, dass die Schlangen sich sehen lassen noch merkwürdiger, dass sich die Nager überhaupt nicht um sie kümmern, aber am merkwürdigsten, dass sie alle Richtung Norden ziehen! Denn dies ist eindeutig festzustellen: was da gleitet, kriecht, huscht, hüpf, tut es nach Norden!

„Na, das ist wohl Flucht, was?“, frage ich Sultan. Er gib keine freche Antwort mehr. Er ist überhaupt sehr fromm geworden, hat es aufgegeben, mich und das Pferd im Kreis zu umjagen, und hält sich sehr eng an dessen Beine.

„Die Schlangen?“, frage ich ihn. „Bekümmern die Schlange dein furchtloses Herz? Oder sind es schon die Vier-... Verdreht und zugenäht, wenn ich wieder einmal in die Schule gehe, passe ich auf in der Naturgeschichtsstunde! Sind es schon die Ameisen?“

Er klemmt den Schwanz zwischen die Beine.

Auf dem Rückweg überholen uns einige der leichten, schnellen Pampashirsche. Sie sind sonst unglaublich scheu; für Jäger es ist schwer, ihnen auf Schussweite nahe zu kommen, jetzt könnte ich sie mit einem Steinwurf erreichen. Und auch sie: Richtung Norden!

Auf der Farm scheint alles in Ordnung. Die Schleuse ist zu, die Leute sind an der Arbeit.

„Etwas Besonderes?“, frage ich Frieda.
 „Nein. Eigentlich nicht. Das Vieh ist unruhiger als sonst, aber das kann auch von einem Wetterumschlag kommen. Bloß ...“ „Bloß?“
 „Schlangen haben wir auf einmal hier!“ „Und Eidechsen“, sage ich. „Mäuse ...“

„Ja, das auch die. Aber die stören weiter nicht. Woher kommt denn das Getier so plötzlich?“

„Ich werde die Schleuse einmal aufmachen“, antworte ich. „Schließlich haben wir keine Durchzugsstraße hier!“ Ich öffne das Bretttertor bis zur halben Höhe und das Wasser schießt ganz ansehnlich in den Graben.

Böse Vorzeichen

Ein wenig - das muss ich gestehen - beunruhigen mich nun diese Erscheinungen doch. Zum ersten Mal frage ich mich selber, und zwar ganz ernstlich - was soll geschehen, wenn die Ameisen - gegebenenfalls! - trotz des Wassers über den Graben kommen? Es ist ja unmöglich!“, antworte ich mir im selben Augenblick. Aber die Frage stellt sich wieder und wieder ein: „Ja. Unmöglich! Gelingt es ihnen aber trotzdem, was dann?“

Bis gegen Mitternacht finde ich keinen Schlaf. Die Schleuse ist offen, und Perez hat sich angetragen, am Graben Wache zu schieben. Es kann also nichts geschehen. Aber die Frage ist und bleibt da: Gegebenenfalls! Was dann?“
 Schließlich finde ich die Lösung und wundere mich nur, dass ich so lange gebraucht habe dazu. Eine zweite Verteidigungslinie muss geschaffen werden, eine, die noch schwieriger zu überwinden ist als die erste. Und diese zweite Verteidigungslinie wird eine Barre aus Feuer sein! Wozu haben wir Berge von Stroh? „Braten werde ich euch, wenn ihr sauber gewaschen seid!“, kündige ich den Ameisen an. „Braten, bis ihr euch selber nicht mehr kennt!“

Der Schlaf, den ich hierauf finde, ist nur von kurzer Dauer. Schon gegen vier Uhr früh hin weckt mich nämlich ein ganz eigenartiges Klagen von Rindern. Es ist nur undeutlich hören

und kommt auch nicht von den eigenen Herden. Trotzdem ist die Nachtruhe zu Ende.

„Was ist denn das?“, frage ich noch völlig schlaftrunken zu Frieda hinüber.

Auch sie ist wach. „Ich weiß nicht“, antwortet sie. „Ich höre es schon die längste Zeit, wollte dich bloß nicht wecken.“

Heraus aus dem Bett und in die notdürftigsten Kleider. Draußen ist es inzwischen hell geworden, und ich gehe dem vielstimmigen dumpfen, aber verzweifelten Muhen nach. Es führt mich an die Ostseite der Farm, wo die Felsen abstürzen. Durch den Schutzzaun hindurch sehe ich Folgendes: Ganze Scharen von Rindern, fremden Rindern, sind in die Sümpfe geraten! Sie stehen bis zu den Bäuchen in den schwarzen Wasserlachen und dem dicken Morast und können nicht mehr vor und nicht zurück! Rinder, Stiere und Kühe und Kälber, die sonst einen so feinen Instinkt für Sümpfe haben und ihnen weit, weit ausweichen! Ich sehe Perez an, der inzwischen ebenfalls herangekommen ist.

„Vom Teufel gejagt!“, sagt er.

„Oder von der eigenen Angst!“, verbessere ich ihn.

Es bleibt aber nicht bei den Tieren, die bereits dem Verderben ausgeliefert sind. Neue Rudel stürzen heran, zehn, zwanzig Stück auf einmal. Sie haben die Köpfe vorgestreckt, ihre kurzen Beine stampfen in rasender Eile den Boden. Bei den ersten Tritten in das weiche Erdreich erschrecken sie, das ist deutlich an dem ruckartigen, kurzen Halten zu erkennen, aber dann stößt eine unsichtbare Faust sie weiter in den Sumpftod! Etwas Furchtbares muss da im Süden geschehen sein, etwas Schauderhaftes!

„Sieh dir das an“, sage ich zu Frieda, die an meine Seite tritt, „da unten verliert einer sein ganzes Hab und Gut! Vielleicht einer wie wir, der seit Jahren rackert und schuftet! Kein Mensch kriegt sie mehr heraus! Und die Geier sind auch schon da!“

„Glaubst du“, fragt sie, „dass das mit den Ameisen zusammenhängt?“

Perez antwortet für mich: „Nur Ameisen! Nur! Und ist noch Zeit für uns, zu laufen!“

Ich schreie ihn an: „Nichts wird gelaufen! Ertränken und verbrennen werde ich die Brut! Verstehst du? Der hat halt Pech gehabt! Oder kein so günstiges Gelände wie wir! Aber hier wird gekämpft!“

Alfonso sieht Gespenster

Ich rufe die Caboclos und ihre Frauen zusammen. „Quatscht nicht, arbeitet!“, fertige ich die Fragenden ab. Wir legen die zweite Verteidigungslinie an. Zehn Meter hinter dem Wassergraben, gegen die Wohngebäude, Stallungen und Speicher hin, heben wir die Grasnarbe ab, dass die blanke Erde zutage tritt. Vier Stunden dauert es, vier Stunden ununterbrochener, harter Arbeit, dann zieht sich ein fünf Meter breiter graubrauner Gürtel neuerlich vom Fluss bis an die Felsen. Vor diesem Gürtel, in Richtung des Grabens, stapeln wir Stroh auf, einen breiten und hohen Wall, dass man nicht mehr darüber hinwegsehen kann. Bloß drei Durchgänge für uns bleiben offen. Eine Fackel genügt nun, den Wall in Sekunden in Brand zu setzen, und hier gibt es dann überhaupt kein Durchkommen mehr! Flammen, heiße Asche, nachgeschobenes Stroh, neues Aufflackern, wer und was sollte diesen Teufelswirbel überwinden! Der Erdgürtel aber schützt die Farm vor einem Weitergreifen des Feuers.

Zu guter Letzt - wir werden gegen Ende des Nachmittags fertig - schicke ich Agostino, einen der zuverlässigsten Caboclos, mit einem Ochsenwagen fort, um Petroleum zu holen.

Drei große Fässer soll er bringen und gegen Mittag des nächsten Tages wieder zurück sein.

Die folgende Nacht läuft das Wasser im Graben in voller Stärke, zwei Knechte halten Wache. Ich will vor Überraschungen auf alle Fälle gesichert sein. Trotzdem schlafen wir schlecht, ununterbrochen ist das verzweifelte Klagen der Rinder unten im Sumpf zu hören, und unser eigenes Vieh fängt ebenfalls an, laut zu werden.

Der folgende Morgen zeigt dann unverkennbar, dass die Ameisen auf dem Marsche sind, auf

dem Marsche hierher! Es wimmelt nur so von Kleingetier vor unserem Graben, das plötzlich nicht mehr weiter kann, noch viel weniger aber zurück will, sich deshalb ins Wasser stürzt und dann über die Felsen abgetrieben wird. Einzig die Pampashirsche und das andere Jagdwild kommt durch, das schnellt einfach über den Graben hinweg, wo gerade keine Leute stehen. Sultan gebärdet sich bei allem wie verrückt, drei-, viermal springt er in das Wasser, will ein Kaninchen fassen, ein kleines Warzenschwein, und jedesmal müssen wir den Graben abdämmen, um ihn zurückzuholen.

Nach dem Mittagessen befehle ich Alfonso, die Lage zu erkunden. Er soll - wie am Vortag ich selbst - nach Süden reiten, eine Stunde, zwei Stunden, bei Gefahr jedoch sofort umkehren. Sehen wirst du die Ameisen ja rechtzeitig genug“, sage ich zu dem Mann, der ein wenig ängstlich scheint, dann beeile dich aber! Nicht, dass du vielleicht mit ihnen ankommst! Als ihr Räuberhauptmann gewissermaßen! Also los, und keine Bange!“



Schon nach eineinhalb Stunden ist er zurück, aber wie! Das Pferd hat er beinahe zuschanden geritten. Es ist nass vor Schweiß, der Schaum tropft ihm in Flocken vom Maul, es zittert am ganzen Leibe! Er selber ist wie von Sinnen! „Sie kommen, Chef!“, brüllt er. „Hinter mir! Teufel! Teufel!“

„Halt dein Maul!“, brülle ich ebenso laut zurück. Ich scheuche die Caboclos weg, die gelaufen kommen, und führe Alfonso ins Haus. „Was du gesehen hast, erzählst du mir!“, herrsche ich ihn an. Das schreist du nicht in der ganzen Gegend herum! Das fehlte noch, jetzt schon alle verrückt zu machen!“

Er kann gar nicht zusammenhängend berichten. Aus seinem Gestammel entnehme ich nur, dass es ein Heer, eine Armee von Ameisen sein muss, die da heranrückt. „Zehntausend vielleicht gar!“, spotte ich.

„Mehr“, bedeutet er. „Mehr!“

„Vielleicht hunderttausend! Oder gar eine Million! Vielleicht sämtliche Ameisen Brasiliens, was, du Memme?“ Ich befehle ihm, im Zimmer zu bleiben, bis er seinen Verstand wiedergefunden hat. Frieda bitte ich, ihm Mate zu bringen. Draußen rufe ich wieder einmal die Caboclos zusammen. Die Frauen, neugierig natürlich, jage ich diesmal zurück. „Wenn die Männer schon den Kopf verlieren, kämt ihr mir gerade recht!“, entschuldige ich mich nicht sehr höflich. Den Caboclos verkünde ich dann Folgendes: dass die Ameisen nun wirklich anrückten, hätten sie von Alfonso bereits gehört; dieser habe allerdings daneben noch Gespenster gesehen, ich hätte ihn deshalb ins Bett gelegt und lasse ihm nun kühle Wickel geben. Um den Kopf natürlich!“ Als der eine und der andere der Burschen lacht, bin ich zufrieden und fordere für den kommenden Kampf - wenn es wirklich einer werden sollte! - unbedingten und schnellen Gehorsam. „Ihr seid meine Soldaten, ich euer General, und die Schlacht wird gewonnen!“, schließe ich.

Sie kommen!

Die Schlacht beginnt allerdings ein wenig sonderbar. Frieda erscheint nämlich im selben Augenblick beim General und meldet flüsternd, sie habe Alfonso nicht im Zimmer halten können. Er sei richtig rebellisch geworden und dann durch das Fenster ausgestiegen. Ist er bei dir hier?“, fragt sie.

„Natürlich nicht“, antworte ich ebenso leise. Weil aber einige der Caboclos die Ohren spitzen, befiehlt der General laut:

„Gib ihm einen kalten Wickel auch um die Füße! Der wirkt dann bestimmt!“

Ich stelle am Wassergraben zwei Posten auf. Das Petroleum - Agostino ist mit dem Ochsenwagen soeben zurückgekehrt - nehme ich selber in Empfang.

Zehn Minuten später - es ist genau sechs nach halb vier, nie wieder in meinem Leben werde ich den Augenblick vergessen! - schlägt mir der eine der aufgestellten Posten beinahe ein Fenster des Wohnzimmers ein. „Sie sind da!“, ruft er und gestikuliert wild in Richtung des Grabens. Jetzt sind sie da!“

„Halt uns bloß die Frauen vom Hals, Frieda!“, sage ich zu meiner Frau, dann, weil ein General doch bewaffnet sein muss, stecke ich die Pistole in den Gürtel und gehe hinaus. Gehe, sage ich, denn einem General steht es schlecht an, zu rennen. Auch wenn er es gerne täte! Die Soldaten sind dafür schneller, sie stehen entweder schon am Graben oder stürzen eben in höchster Eile hin.

Ich als General! Was für ein Anblick! Haltung, Kühle, und Beherrschtheit bewahren, Herr General, sage ich zu mir, fühle mich mit der Pistole aber etwas lächerlich.

In hundert Meter Entfernung, dort, wo das ansteigende Land einen flachen Kamm bildet und sich dann sanft gegen die Estancia senkt, dort taucht plötzlich ein schwarzbrauner Strich auf, verbreitert sich ganz rasch zu einem Saum, einem Band, einem Streifen - und wächst ebenso rasch und unaufhaltsam weiter! Strich, Saum, Band. Streifen nehmen die gesamte Breite vom Fluss bis an die Felsen ein, es ist, als liefe eine zähe, aber dünnflüssige Masse den Hang herab und deckte ihn zu! Denn, dies muss ja gesagt werden: vor der anlaufenden Welle ist es grün, dahinter nur mehr schwarzbraun! Da gibt es nichts mehr als Ameisen, Ameisen, Ameisen! Der Grasteppich ist in einem Augenblick - ach was, in dem Bruchteil eines Augenblicks aufgefressen, die zahlreichen Büsche stehen in nicht längerer Zeit als Skelette da, schwarzbraune Skelette! Eine wahre Tragödie aber erlebt das Kleingetier! Was von all den Schlangen, Eidechsen, Nagern, die das laufende

Ungeheuer noch immer vor sich hertreibt, auf den Wassergraben stößt und zögert, sich hineinzustürzen, ist tot! Aber wie tot! Bei den Kaninchen können wir es sehen: das verzweifelte Hin- und Herspringen eines grauen Knäuels, das im Nu einschwarzbraunes Knäuel ist, das letzte Aufbäumen und Zucken, aus!

All dieses Auffressen der Gräser und Blätter aber, das Morden der Kleintiere hält das Ameisenheer überhaupt nicht auf! Es läuft ohne jede Unterbrechung weiter, ständig die gesamte Breite des Landhalses füllend. Der Streifen ist längst zum Teppich geworden, der gegen unseren Graben herabrollt, einem Teppich jedoch, der hinten kein Ende hat.

Also doch zehntausend - oder hunderttausend! - denke ich und bitte Alfonso insgeheim das Kosewort ab, das ich ihm gegeben habe. Oder wirklich eine Million!

Als der grüne Streifen nur mehr zwei Meter breit ist und es bloß noch Sekunden dauern kann, bis die Ameisen an das Wasser stoßen, schüttle ich endlich mit Gewalt meine Erstarrung ab. Ich schicke die Caboclos an ihre Plätze und lasse jeden seine zwanzig Meter beaufsichtigen. „Sie kommen ja nicht durch das Wasser! Sie kommen nicht!“, brülle ich laut, um mir und den Männern Mut einzuflößen, aber es läuft mir dabei doch ununterbrochen kalt über den Rücken.

Nun noch einen halben Meter!

Werden sie sich in das Wasser stürzen und es zu überwinden versuchen? Werden sie lebende Brücken bauen, gefügt aus ungezählten kleinen Leibern? Das Herz klopft mir bis in den Hals herauf!

Und sie sind am Graben!

Der Teppich, der schwarzbraune Teppich des Todes, ist unmittelbar an das Wasser gerollt, so weit, dass die erste Ameisenreihe gerade nicht mehr gespült wird. Einen Augenblick hält die Armee inne, ist plötzlich erstarrt, dann - dann weicht sie - wie auf einen Schlag - auf ein scharfes Kommando - einen guten Dezimeter zurück! Abgeschlagen! Abgeschlagen!! Abgeschlagen!!! Ein wilder Tumult erhebt sich. Die Caboclos schreien schimpfen, höhnen,

drohen! Agostino sticht mit seiner Schaufel einen Klumpen Erde aus dem Boden und schleudert ihn über den Graben, seine Kameraden tun es ihm nach. Hunderte von Ameisen mögen dadurch erschlagen, erdrückt, zerquetscht werden, es ist ein übermütiges Spiel! Während die Schollen fliegen und Sultan bellend auf und ab prescht, werde auch ich übermütig und halte wieder einmal eine Ansprache, und zwar diesmal an die feindliche Armee: „Seid ihr schon weit marschiert heute und müde? Und jetzt findet ihr unseren Graben statt weicher Betten? Mein Vorschlag: bleibt die Nacht über und ruht euch aus! Und morgen das Ganze kehrt! Lasst euch aber den leeren Magen nicht verdrießen dabei! - Hallo!“, schreie ich und fange auch selber zu werfen an. Ich brauche keine Schollen auszustecken, faustgroße Steine liegen in meiner Nähe. Ich spucke auf jeden drauf, bevor ich ihn schleudere. Hallo, Sultan!“, rufe ich dem Hund zu, der eben heranrast, da - da nimmt er meinen Jagdschrei als Befehl und - springt ins Wasser!

„Sultan!“, brülle ich. Es ist zu spät. Das Wasser treibt ihn den Felsen zu, er verschwindet einen Augenblick unter dem Oberhang, kommt wieder zum Vorschein, wendet sich gegen das Ameisenufer.

„Sultan! Sultan!“

Aber was soll er tun? Der Überhang verwehrt ihm den Rückweg, unser Platz liegt zu hoch, als dass wir ihn greifen könnten, und der Strömung kann er auf die Dauer nicht widerstehen. Schon sehen wir seinen Kopf dem anderen Ufer nahe, die Vorderpfoten erreichen Land, er klettert hoch und - ist im selben Augenblick mit Ameisen überdeckt. Sein Kopf gleicht im Nu einem unförmigen Klumpen, er bäumt sich auf und beginnt ... Ach, er will nur zu heulen beginnen, da erstickt es auch schon in einem eigentümlichen, jämmerlichen Ächzen! Die Ameisen haben den Weg in das Maul gefunden! Er bäumt noch einmal hoch, nur mehr ein schwarzbraunes, kaum noch erkennbares Ungetüm, so schieße ich, schieße dreimal hintereinander, dass ja kein Fünkchen Leben mehr in ihm bleibt. Er stürzt zusammen, und dann ist nur noch ein kleiner ameisenüberdeckter Hügel zu sehen, als läge ein Stein dort oder ein Stück Holz.

Belagerung

Eine ganze Weile stehen wir stumm. Das Werfen und Schleudern hat aufgehört, auch der Feind am anderen Ufer hält sich reglos. Nicht eine einzige Bewegung ist in dem Meer der Ameisen zu sehen, eine hält neben der anderen, jede groß wie das Glied eines Männerdaumens und mit Kiefern gleich höllischen Sichel. Gnade Gott auch dem höheren Lebewesen, in dessen Fleisch sie zu schneiden beginnen!

In der größeren Ruhe hören wir nun auch die Geräusche der hinter uns liegenden Farm wieder, sie sind nicht gering. Das Vieh in den Ställen brüllt, in den Einzäunungen aber tobt es! Es wittert die Gefahr und riecht sie, prickeln doch auch uns die Nasenschleimhäute und wollen die Augen tränen von dem scharfen, beizenden Geruch, den ein Lüftchen manchmal über den Graben bringt.

Frieda kommt nun zum ersten Mal nachsehen. „Schauderhaft“, sagt sie beim Anblick der Belagerer, „ein Bild wie aus der Hölle!“ Sie berichtet, dass vor allem die Kälber sich wie irrsinnig gebärden. Sie laufen mit gesenkten Köpfen in die Drähte, ein paar Stück haben sich dadurch schon erheblich verletzt.

Den Rest des Tages bleibt es ruhig. Einmal glauben wir, die Ameisenarmee rücke bereits ab, das ist, als die gesamte Front plötzlich einen halben Meter zurückweicht. Die Caboclos beginnen wieder zu schreien, und ich fühle von neuem die lächerliche Lust zu einer Ansprache aufsteigen, aber die Befehlsstelle der Angreifer hat wohl nur das Kommando zum Einstellen des Kampfes, nicht aber zum Rückzug gegeben. „Wo sie nur sitzt, diese Befehlsstelle?“, denke ich. Irgendwo muss doch ein Hirn sein, das dieses Gewimmel lenkt! Dort müsste man hinschießen!“ Ich feuere noch ein paarmal in die schwarzbraune Masse hinein, aber deswegen regt sich kein Fuß.

Auch die Nacht hindurch ereignet sich nichts. Knapp vor Einbruch der Dunkelheit erweitern wir die Einlassstelle des Wassers, damit die Strömung sich verstärke, dann legen wir uns in einem Zelt zur Ruhe. Zwei Mann mit Fackeln

patrouillieren den Graben auf und ab, nach je zwei Stunden werden sie von anderen abgelöst.

Knapp nach Tagesanbruch bringt uns Frieda das Frühstück. „Sie sind noch immer da!“, sagt sie nach einem Blick über den Graben. Anscheinend rechnen sie doch damit, dass sie uns bekommen!“

„Oder sie warten die Sonne ab und lassen sie in ihre leeren Magen scheinen, ehe sie umkehren!“, versuche ich zu scherzen.

Kein Mensch lacht dazu.

Angriff!

Ja, sie warten die Sonne ab! Das habe ich erraten! Kaum aber legen sich die ersten Strahlenbahnen auf das bisher starre Gewimmel, beginnt nicht der Rückzug, sondern der Angriff!

In einer Breite von dreißig Metern, in der Mitte des Grabens, wo die Strömung am schwächsten ist, gehen sie urplötzlich ins Wasser! Was sage ich „gehen“! Sie stürzen sich, sie wimmeln hinein, und nicht vielleicht eine Reihe nach der anderen! Es geschieht so, dass sie einen ersten schmalen Saum ins Wasser schieben, über diesen hinweg aber, der schon nach kurzer Zeit mit dem Ertrinken kämpft, die eigentlichen Sturm Massen werfen! Sind diese, über die Rücken und Köpfe ihrer Vorgänger krabbelnd, ans offene Wasser gelangt, werfen sie sich selber hinein und bilden so ein weiteres Stück der Brücke für die Nachdrängenden! Tausende und Tausende ertrinken wohl in dem feindlichen Element, zumal die Last der über sie hinwegstürmenden sie nach unten drückt, aber Zehntausende kommen nach!

Auf die dreißig Meter Breite hin ist ja nun der gesamte Längsstreifen in Bewegung geraten, es ist, als ob aus der schwarzbraunen Fläche ein Band herausgeschnitten wäre, das vorwärts drängt, immer nur vorwärts, ohne jede Rücksicht auf den sicheren Tod!

Als die Ameisen auf diese Weise, laufend, krabbelnd, ertrinkend und wieder überlaufen, überkrabbelt, die Mitte d Grabens erreicht haben, beginnt die stärkere Strömung sie zu erfassen und wegzutreiben. Das bisher vollkommen

geschlossene Feld bröckelt ab, einzelne Teile werden losgerissen. Nun erst sehen wir, welche Massen der Angreifer bereit im Wasser sind! Diese losgerissenen Teile bilden nämlich richtig kugelige Klumpen, Klumpen aus längst ertrunkene Ameisen, die sich aber noch in der Todesstarre aneinanderklammern, Klumpen aus Ertrinkenden, die nicht loslassen um sich einzeln zu retten, sondern sich selber und die Toten mit den letzten Kräften zusammenhalten. Klumpen aus noch Lebenden, die sich obenauf befinden. Diese Kugelballen treiben nun grabenabwärts, unter den Überhang hinein, den Felsen zu, und werden dort hinuntergerissen, Stück für Stück. So glauben wir zumindest.

Als es soweit ist, erlaube ich den Caboclos, das Werk der Strömung zu unterstützen. Habe ich ihnen bisher verboten, Schollen zu werfen, weil wir uns nicht das eigene Grab schaufeln wollen, so dürfen sie es nun tun. Erdklumpen über Erdklumpen prasseln also auf den ohnehin schon zerfetzten Rand des Ameisenbandes nieder, reißen ihn immer weiter auf. Mehr und mehr der Kugelballen treiben den Felsen zu. Ich kann nicht begreifen, weshalb die Armee den Angriff weiterführt. Auf diese Weise kommt und kommt sie nicht durch! Aber das schwarzbraune Band rollt ohne Aufhören weiter, und hinten, wo es auslaufen soll, ist kein Ende abzusehen. „Geht nur zum Teufel, wenn ihr unbedingt wollt!“, rufe ich. „Je mehr, desto besser!“ Dann, ob des Misserfolges dieser ersten Angriffsaktion der Ameisen wieder ein wenig beruhigt, wende ich mich Frieda zu, die nachsehen kommt.

„Schafft ihr es?“, fragt sie und tritt an den Rand des Grabens. „Wenn sie keine andere Taktik als die des Selbstmordes finden, ohne weiteres!“, antworte ich.

Frieda berichtet, dass das Großvieh sich nicht beruhige, sondern unbedingt aus dem Korral ins Freie wolle. Drei Kälber seien bei dem Tumult bereits totgetreten worden, eines von ihnen von der eigenen Mutter. „Vielleicht lassen wir sie doch auf die Weidegründe hinaus?“, fragt sie. Wir haben bisher immer alle wiedergefunden!

„Und wenn sie durchgehen wie die da unten?“, entgegne ich und weise in Richtung der Sümpfe. „Wenn wir sie so wiederfinden?“

Frieda zuckt die Schultern. „Unser Geflügel haben wir ja auch los!“, sagt sie dann.

„Was!“, staune ich.

Es ist so: Hühner, Enten, Gänse, alles, was nicht gerade eingesperrt gewesen war, ist geflüchtet, selbst die Tauben. Wie vom Erdboden verschluckt sei das Geflügel, erzählt Frieda, kein Rufen und Locken helfe.

„Und die Brieftauben?“, frage ich.

„Die sind noch hier. Die sind ja im Käfig. Aber sie klettern und flattern wie irrsinnig darin herum. Zwei haben sich die Flügel ausgeschlagen.“

„Die Katzen?“

„Weg!“

Nach einer Weile fragt Frieda noch einmal: „Wollen wir also das Vieh nicht freilassen?“

Ich wische mir den Schweiß von der Stirn, entschieße mich aber zu warten. „Nein. Dazu ist noch immer Zeit. In Ordnung wegtreiben lässt es sich ohnehin nicht mehr.“

Frieda geht wieder.

Fällt der Graben

Ich wende mich neuerlich dem Graben zu, denke, dass vielleicht - möglicherweise! - Perez recht gehabt habe, als die Farm opfern wollte, um das Vieh ... komme aber nicht zu Ende mit dem Gedanken! Da fängt nämlich plötzlich Ramon, der die untersten zwanzig Meter bewacht, zu schreien und herumzutanz an! Er wirft die Schaufel weg, schlägt sich auf die Schienbeine, die Waden, die Schenkel, den Oberkörper, wieder auf die Schienbeine, nun auch auf den Kopf und dann läuft er von seinem Posten, Richtung Haus. Ich schneide ihm den Weg ab, stelle ihn.

„Ameisen!“, keucht er atemlos. „Ameisen herüber!“ Er schlägt sich auf den Rücken und will weiter.

„Mach nur nicht die Hosen voll!“, brülle ich ihn an und halte ihn fest. Zurück auf deinen Platz!“ Als er zögert, laufe ich selber hin und reiße ihn mit.

Wir stoßen tatsächlich auf die Biester! Merkwürdigerweis sind es nur einzelne oder Gruppen von dreien und viere, aber sie gehen uns unverweilt an! Sie klettern, nein, sie laufen über die Schuhe empor, verbeißen sich sofort in da nackte Fleisch, es ist ein heftiger, brennender Schmerz! Ramon und ich sind im Augenblick vollauf damit beschäftigt sie totzuschlagen oder herunterzureißen, zumal immer wieder eine höher läuft, auf die Schenkel, über den Gürtel hinauf! Kämen nicht die anderen Caboclos nun zu Hilfe, wir müssten zurück! Sie zertrampeln die Nachkommenden, so dass auch wir wieder frei werden und eingreifen können. Mit vereinten Kräften gelingt es uns, langsam gegen den Graben zu kommen und die Stelle zu finden, wo der Einbruch erfolgt. Es ist eine Strecke von zwei Metern Länge, an der sie heraufkrabbeln. Wahrscheinlich ist unter dem Überhang ein Stück Erde losgebrochen, und die Überlebenden auf den Todesklumpen finden dort einen Halt.



Diese zwei Meter können wir ja mit den Schaufeln beherrschen. Freilich schafft es Ramon allein nicht, mag er auch seinen Verstand wiedergefunden haben. Eben bestimme ich zwei weitere Caboclos zu seiner Unterstützung, als am Beginn des Grabens, am Einlauf aus dem Fluss, neuerlich Geschrei anhebt und einer wegläuft. Das ist Agostino! Ist auch er plötzlich zum Feigling geworden? Hingehetzt also! Schon aus der Entfernung ruft er mir zu, dass er eine Stange

hole, ich solle mir inzwischen den Einlauf ansehen!

Was ist dort wieder los? Da hat das Wasser sich ein Stück in den jenseitigen Dammaufbruch gearbeitet und einen ansehnlichen Tümpel gebildet. In diesem sammeln sich nun Holzstückchen, Blattwerk, abgebrochenes Schilfrohr und anderes Zeug, das der Fluss herunterbringt. Es treibt im Kreis, kommt aber an gewissen Stellen in die Strömung unseres Baches und wird hineingerissen. Das wäre freilich nichts Besonderes, aber - jedes Holzstückchen, jedes schwimmende Blatt, jedes Schilfrohr ist bemannt, bemannt mit Ameisen bis zum Kentern! Eine Flotte haben sie sich hier geschaffen, die ständig Schiffe in den Kampf schickt und verliert, ständig aber auch wieder ergänzt wird: denn jeder feste schwimmende Gegenstand, der in den Tümpel gerät, ist sofort besetzt. Dazu braucht Agostino also eine Stange, denke ich, er will die Flottenkonzentration hier stören!

Zu weiterem Überlegen - ob diese Taktik etwa mehr Ameisen an unser Ufer bringe als die Todesklumpen - komme ich nicht, weil Ramon und seine Helfer plötzlich wild herumzuschlagen beginnen und sichtlich vom Graben zurückgedrängt werden. Gleichzeitig fangen zwei andere Knechte zu rufen und zu deuten an. Auch an den Stücken, die sie zu bewachen haben, und das ist vom Einlass gegen die Mitte des Grabens zu, stürzen sich die Ameisen nun plötzlich ins Wasser! Eine zweite Angriffswelle also, die ihr Ziel haben muss!

Hat sich ihnen ein Tor geöffnet, das wir noch nicht sehen?

Einen Herzschlag lang bin ich ratlos, da geschieht das Furchtbare schon! Der ganze Überhang von der Mitte des Grabens auf etwa dreißig Meter gegen den Absturz hin bricht ein! Vom Wasser unterspült? Von den Ameisen unternagt? Ein Schrei! Noch ein Stück bricht nach, nimmt Perez mit in den Graben! Im Hinzulaufen - Agostino ist hinter mir - sehen wir, wie er sich aufrappelt und mit Händen und Füßen den Hang zurück will! Da haben ihn die Ameisen schon gefasst! War es Zufall oder Berechnung des geheimnisvollen Hirns dieser Masse? Mit der Genauigkeit eines Uhrwerks

nämlich, als wäre alles auf die Sekunde berechnet gewesen, landet die zweite Welle der Biester auf dem Erdreich des Einbruchstücks und wimmelt sofort hoch! Perez hat zu schreien begonnen, wie ich noch nie in meinem Leben einen Menschen schreien gehört habe, er steht in halber Höhe des Abbruchhangs und kommt nicht mehr weiter! Hat er erst noch um sich geschlagen, so drückt er nun die Hände an den Kopf, vor die Ohren, die Augen, die Ohren ... Urplötzlich verstummt, ach, erstickt sein Schreien! Ich weiß von Sultan her, was dies bedeutet!

Aber wir sind da! Ich als erster, sofort hinter mir Agostino, dann drei Caboclos. Agostino und ich reißen Perez den Hang empor, ein paar Schritte landeinwärts, wir schlagen ihm die Ameisen vom Leibe. Seine Ohren sind bereits blutende, aufgeschwollene Lappen, der Nacken sieht aus, als hätten Flammen nach ihm geschlagen! Die Hände, die er noch immer vor die Augen presst, sehen aus wie rohes Fleisch! In die Beine aber, die Waden und Schenkel, sind Löcher hineingefressen, kleine, schauerhafte Krater!

Es ist freilich keine Zeit, ihn zu bemitleiden. Die drei Caboclos, die uns bisher mit Schaufeln und Stiefeln vor den Ameisen gedeckt haben, vermögen dies nicht mehr zu tun. In wahren Heerscharen strömen sie ja den Einbruchshang herauf, es sind bereits Tausende und Tausende, die den Graben überwunden haben. Sie greifen an, wo sie auf einen Menschen treffen, andere, abseitige, wimmeln bereits farmwärts und drohen uns den Weg abzuschneiden. „Bring Perez zurück!“, sage ich zu Agostino. Ich selber laufe noch einmal an den Grabenrand, wo er unbeschädigt geblieben ist.

Welch ein Anblick! Beinahe erbreche ich davor!

Vom Wassereinlass weg bis zur Grabenmitte, wo die eingestürzten Erdmassen das Wasser stauen, sind die Ameisen im Übergang begriffen: Über ihre lebenden Brücken, über schwimmendes Kleingehölz, Blattwerk, Geröhre hinweg. Ihre halbe Armee ist auf dem Marsch, und sie ist unaufhaltsam, weil für jeden ertrinkenden, abgeschwemmten Soldaten Hunderte, Tausende überlebender da sind. Verfluchte Teufel! schreie ich in das schwarzbraune Gebrodel unter mir hinein, aber dann ist es Zeit für mich! Zwei

Ameisen laufen über meinen Schuh, und als ich mich bücke, sie wegzuschlagen, sehe ich im Gras bereits ganze Scharen! Keiner der Caboclos ist auch mehr am Graben, sie sind weg ohne Rückzugsbefehl, hasten dem Strohwall zu. Agostino und Ramon tragen Perez, er muss zusammengebrochen sein.

Ich laufe, laufe! Ohne größeren Zwischenfall - nur ab und zu vermag es eine Ameise, sich an einem der Schuhe festzuklammern und daran hochzuklettern - erreiche ich ebenfalls noch den Wall. In der Gasse haben Agostino und Ramon Perez wieder auf die Beine gestellt, aber sie müssen ihn stützen, er kann nicht mehr allein gehen. Von den vier Caboclos sehe ich nur mehr die Rücken! Sie denken anscheinend an keine Verteidigung mehr, wollen bloß weg! Ich ziehe meine Pistole und schieße hinter ihnen her, ziele natürlich nicht, es soll allein eine Warnung sein. Zwei der Caboclos kehren daraufhin um, kommen langsam zurück, die beiden andern laufen weiter, sehen nicht einmal nach mir.

„Die Gassen zu! Fackeln bereit!“, befehle ich den beiden Rückkehrern, und sie stürzen an die Arbeit.

Letzte Zuflucht

Perez lasse ich ins Haus führen. Mit Agostino und Ramon kommt dann auch Frieda. „Weg, der Graben?“, fragt sie.

Ich nicke bloß. Jetzt brauchen wir auch die Frauen“, sage ich und weise auf den Strohwall.

„Eine kann ich dir schicken, die Köchin“, antwortet sie. „Die andern?“

„Fort! Plötzlich und spurlos verschwunden!“

„Dann schick wenigstens die eine! Und sieh nach Perez, bitte!“

Als Frieda gegangen ist, erkläre ich den Caboclos, dass ich auf die Kanzel wolle, um das Vorfeld des Strohwalls zu überblicken; sollte ich winken, hätten sie sofort Feuer zu legen, ebenso, wenn sie Ameisen gewahrten, die bereits durch den Wall kämen. „Macht ja die Augen auf!“, schärfe ich ihnen ein. Der Mutigste ist immer noch Agostino.

„Werden sie verbrennen!“, sagt er. „Bloß Vieh! Vieh muss weg.“

Das weiß ich selber. Ich höre ja den Tumult. Längst hätte es weggehört. Perez hat recht gehabt! Aber wie sollte ich das jetzt machen? Erst noch auf die Kanzel!“, antworte ich deshalb.

Die Kanzel ist ein Felsturm nahe dem Haus, gute zwanzig Meter hoch, die Westseite jedoch stürzt an die hundert Meter gegen die Sümpfe ab. Oben ist eine kleine Plattform, auf der wir eine Bank und einen Tisch aufgestellt haben. Als Aussichtsplatz für schöne Feierabende war es gedacht! -, durch einen Einschnitt des sonst überhängenden Gemäuers führt ein schmales Steiglein mit eingemeißelten Stufen hinauf.

Was sehe ich noch von oben?

Die Ameisen sind noch mit dem Überschreiten des Grabens beschäftigt, sie sammeln sich jedoch bereits wieder an unserem Ufer. Ganz deutlich ist zu merken, wie sie Stück für Stück besetzen, das Grün verwandelt sich in Schwarzbraun wie gestern noch vor dem Graben. Offensichtlich bauen sie die zerrissene Angriffsfront wieder auf, und das gibt wohl noch ein wenig Zeit.

Ich springe also wieder hinunter, Frieda wartet am Fuß der Kanzel. „Das Vieh muss weg“, sage ich. „Wir haben nur eine Atempause. Ich gebe dir Agostino und zwei Caboclos mit, vielleicht könnt ihr die Herde doch zusammenhalten. Perez bindet ihr auf ein Pferd. Ramon und der andere Caboclo decken den Rückzug, sie kommen nach, wenn ihr in Sicherheit seid!“

„Und du?“, fragt sie sofort. „Was tust du?“ „Ich bleibe oben auf der Kanzel.“

Sie schüttelt nur den Kopf. „Bist du wahnsinnig?“

„Nein. Aber es muss ein Herr da sein, wenn die Biester weiterziehen. Sonst kommen größere Ameisen und schleppen fort, was nicht aufgefressen ist! Alle Ackergeräte zum Beispiel!“

Frieda ist nicht einverstanden. „Denk an Perez, wie sie ihn zugerichtet haben!“ , sagt sie. „Oder gar an - Sultan!“

„Trotzdem!“, erwidere ich. „Und sie kriegen mich nicht! Die Felsüberhänge sind selbst für die Ameisen unzugänglich. Unternagt können sie auch nicht werden. Und den Steig sperre ich mit Petroleum!“

„Dann bleibe ich bei dir! Allein lasse ich dich nicht da!“

Der Feuerwall fällt!

Frieda lässt sich nicht abbringen von ihrem Vorsatz. Wir haben auch gar nicht die Zeit, uns lange zu streiten. Ich rufe Agostino und sage ihm, was er zu tun hat. Als ich von dem Vieh spreche, weist er mit dem Daumen gegen Ställe und Einzäunungen, wo es mehr denn je brüllt und tobt. „Weiß nicht, ob es noch gut geht!“, erwidert er.

Erst bringen wir gemeinsam einige Lebensmittel auf die Kanzel, anschließend das Petroleum. Als das erste Fass auf der Plattform liegt und wir uns eben mit dem zweiten mühen, fängt Ramon am Strohwall unten zu schreien an! Die Ameisen kommen bereits! Sie kommen auf dem Erdboden, also unter dem Stroh, kommen auch in ihm und darüber her!

„Feuer!“, brülle ich. „Agostino, weg mit dem Vieh!“

Der Strohwall prasselt auf! Himmelhoch schlagen die Flammen! „Ist es euch warm genug drinnen?“, frage ich grimmig die Ameisen.

Perez ächzt, als er auf das Pferd gebunden wird. Aber wir können ihm nicht helfen. Eine Frau reitet mit ihm voraus. Die beiden Caboclos reiten ebenfalls weg, sie sollen in einigen hundert Metern Entfernung auf das flüchtende Viehwarten, es aufhalten und zum Weitertreiben sammeln. Als wir die Gatter öffnen, sehen wir bereits, dass die Herde verloren ist. Die Tiere sind tobsüchtig vor Angst. Sie kennen niemand und nichts als nur die Flucht. Was in dem schauerhaften Gedränge an Zaun und Pfähle gepresst wird, dem brechen die Rippen, was fällt, ist auch schon zertrampelt. Wir haben selber

Mühe, diesem Schicksal zu entgehen. „Tut, was ihr könnt“, sage ich zu Agostino, „vielleicht rettet ihr wenigstens einen Teil! - Frieda, jetzt weg auch mit dir!“

Sie geht aber nicht. Sie bleibt.

Der Strohwall - auf den ich noch größere Stücke gehalten habe als auf den Graben, allerdings unter anderen Voraussetzungen! - ist währenddessen zu seinem Hauptteil bereits niedergebrannt. Ramon und sein Gehilfe laufen und laufen, mit den Gabeln neue Bündel aufzuschütten, aber wir hätten zwanzig Männer dazu gebraucht. Als ich sehe, dass es aussichtslos ist, ihn auf die Dauer zu halten, schicke ich die beiden weg. „Sucht die anderen



zu finden!“ Sie lassen die Gabeln fallen, wo sie stehen, und eilen zu ihren Pferden.

„So, Frieda, jetzt sind wir allein“, sage ich. „In spätestens einer halben Stunde sind dafür die Ameisen da!“

Es dauert nicht einmal eine halbe Stunde. Wir haben eben das zweite Fass Petroleum das letzte Stück des Steigs hinauf geschunden, wollen das dritte holen, als wir bereits auf die Tierchen stoßen! Wir müssen augenblicklich flüchten, denn nicht nur, dass uns die Vortrupps, die da auf irgendwelchen Wegen durch die heiße Asche gekommen sind, augenblicklich anfallen! Was geschähe, wenn sie uns den Weg abschnitten, früher auf der Kanzel wären als wir? Ich habe kaum noch Zeit, den Holzkäfig mit den zwei Brieftauben aufzunehmen, den ich mir bereitgestellt habe. Einige Ameisen klettern

bereits an dem Gestänge herum, ich muss sie zerquetschen. Die Tauben flattern wild dabei.

Petroleum! Petroleum!

Dann überflutet die Ameisenarmee die Farm. Wieder ist es wie vorher, wie hinter dem Graben: was grün war, wird schwarzbraun, was lebt, stirbt! Als Büsche und Bäume kahle Gespenster sind, sage ich zu Frieda: „Jetzt fressen sie unser Saatgetreide auf, jetzt die Fleischvorräte, dazwischen dein Eingemachtes! Wenn sie weiterziehen, steht das Haus noch, auch die Möbel sind da und die Geräte, sonst nichts mehr.“

Sie ziehen aber nicht weiter. Sie wollen auch uns haben!

Es beginnt damit, dass einige der Ameisen wie im Spiel den Steig heraufkommen. Wir beobachten sie, wie sie Stufe um Stufe erklimmen, eilig scheinen sie es nicht zu haben.

„Können sie uns sehen?“, fragt Frieda.

„Das weiß ich nicht. Ich habe keine Ahnung von ihren Sinneswerkzeugen.“

Wir stehen an dem Platz, wo der Steig in das Plateau übergeht. Dort liegt auch das eine Fass Petroleum, die Ausflussöffnung nach unten gerichtet. Wir kauern uns dahinter, um für alle Fälle unsichtbar zu bleiben.

Es hilft nichts. Auf einmal, etwa zehn Stufen abwärts, hält der Vortrupp still, ist einen Augenblick wie erstarrt. Dann umgekehrt, zurückgehastet, hinuntergepurzelt und - eine Minute später wimmelt, nein, quillt es bereits herauf.

Ich drehe die Ausflussscheibe in der Mitte des Fasses ein wenig auf, der kalte Schweiß tropft mir dabei aus den Achselhöhlen. Das Petroleum beginnt dick und schmierig zu fließen, läuft von Stufe zu Stufe. Wo es auf die Ameisen trifft, weichen diese aus, bloß die eine oder andere gerät unversehens hinein, krabbelt dann behindert und ungeschickt herum. „Wartet nur“, sage ich, „gleich werde ich euch heimleuchten!“

Als das Gewimmel, das da an unser Sterbliches will, auf fünf Meter heran ist, drehe ich die Ausflussscheibe ganz auf. Das Petroleum platscht nun auf die oberste Steinstufe, breitet sich dort aus und fließt dann abwärts. Die Ameisen können sich in der öligen Flüssigkeit zunächst nicht halten und werden abgeschwemmt. Dies dauert aber nur ganz kurze Zeit, dann machen sie es wie am Graben: hinweg über die erstickenden Gefährten! Bald scheint es, eine Welle laufe herauf, zu viert, fünft krabbeln sie übereinander!

„Die Strohfackel hinein!“, sage ich zu Frieda.

Das Petroleum flammt in einem Augenblick von oben bis unten auf. Tausende von Ameisen prasseln hier zu Tode, ein fürchterlicher Gestank zieht uns um die Nasen. „Wohl bekomm's, ihr Luder!“, wünsche ich. Ich springe dann kaum, dass sich der ärgste Qualm verzogen hat - die Stufen hinunter. Es knistert und quatscht nur so unter meinen Stiefeln! Wo der Steig zu Ende ist, hat das Petroleum sich auch noch auf dem Erdboden ausgebreitet und ein Stück verbrannt. Einen halben Meter hinter der Feuergrenze aber sind die Ameisen nach wie vor und - haben die Köpfe nach oben gerichtet, also dem Steig zu! Ich weiß genau, was das bedeutet! Ich springe die Stufen wieder hinauf, bitte Frieda, achtzuhaben, und sehe mich dann von der Plattform aus ein wenig um.

Es ist ein erschreckender Anblick! Dort, woher die Ameisen gekommen sind, auf der Straße also, die sie sich selbst gebaut haben und die über meinen Wassergraben führt, wälzt sich noch immer ihr geschlossener Strom! Kein Ende ist abzusehen, obwohl die Armee sich bereits auch über die nächste Umgebung der Farm im Osten und Norden ergießt.

Mich schaudert! Ich muss es gestehen! Der Ruf Friedas allerdings lässt mir keine Zeit für weitere Gefühlsregungen dieser Art: ein neuer Angriff beginnt! Wieder kommen die Ameisen gelaufen und gekrabbelt, nun über das schmierige, stinkende Grab der ersten Welle hinweg. Wir wehren sie in der gleichen Weise wie vorher ab. Durch das Petroleumfeuer gibt es kein Durchkommen!

„Wenn das Petroleum aber zu Ende ist?“, fragt Frieda.

Schaurige Entdeckung!

„Wenn das Petroleum zu Ende ist?“ wiederhole ich. Selbstverständlich habe ich in meinen Gedanken auch für diesen letzten Fall vorgesorgt. „Wenn das Petroleum zu Ende ist, dann müssen wir uns abseilen!“

Frieda entsetzt sich. „Abseilen? In den Sumpf hinunter?“

Ich versuche ihr die Angst zu nehmen. Das Abseilen ist möglich. Schließlich war ich einmal ein bekannter Kletterer und weiß Bescheid damit. Und am Fuß des Turms ist ein Stück trockenes Land, mit Bäumen. Wenn wir laut genug schreien, werden sie uns schon entdecken.'

„Wo sind denn die Seile?“, fragt sie.

„Auf der Plattform. Bei den Lebensmitteln.“ „Ich habe aber keine gesehen.“

„Frieda!“

Ich springe hinauf. Keine Seile! Agostino muss vergessen haben, sie heraufzutragen! Oder habe ich vergessen, es ihm zu sagen?

Frieda fragt nicht, als ich zurückkomme. Sie starrt irgendwohin in die Ferne. „Müssen wir also - einen - anderen Weg - suchen“, sage ich. Die Worte wollen mir kaum aus der Kehle.

Der andere - und letzte Weg, wie ich genau weiß! - ist nur mehr Hilfe von außen, es wäre denn, die Ameisen bekämen selbst genug von ihren großen und anscheinend sinnlosen Opfern.

Bekommen sie genug?

Als das Feuer sie zum fünften Mal zurückgeworfen hat und unser erstes Fass beinahe leer ist, quatsche ich wieder einmal den Steig hinunter. Ergebnis: die Ameisen haben die Köpfe steigwärts gerichtet!

Bleiben also allein noch die beiden Tauben als ein Spinnfaden der Hoffnung! Es sind

Brieftauben, die ihren Heimatschlag auf der Polizeistation haben und unfehlbar dorthin zurückkehren, wenn sie freigelassen werden. Sie sind uns zur Verfügung gestellt worden für etwaige Wassernot oder auch für den Besuch von Gesindel, das in unserer Einöde ja einmal Beute suchen könnte.

Wortlos gehe ich auf die Kanzel zurück, entnehme dem Käfig die zwei verschließbaren Aluminiumröhrchen mit dem Papierstreifen darin. Die eine Taube bleibt dabei auf dem Boden hocken, die andere flattert ängstlich.

„SOS!“ , schreibe ich auf beide Streifen.
„Ameisen! Höchste Lebensgefahr! Hilfe!!!“

Ich stecke die Streifen wieder in die Röhrchen und verschließe sie. Als ich die eine der beiden Tauben vom Boden nehme, ein Röhrchen an ihrem Leib zu befestigen, gewahre ich, dass sie sich einen Flügel ausgeschlagen hat. Unbrauchbar! Auch die zweite Taube scheint nicht ganz unversehrt, doch kann es bloß eine leichtere Verletzung sein, eine kleine Behinderung nur.

„Wie soll die Polizei uns denn helfen?“ fragt mich Frieda, als ich zu ihr zurückkehre. Ich weiß es selbst nicht und gebe auch gar keine Antwort.

Nach dem sechsten Angriff der Ameisen gebe ich beide Tauben frei. „Schau, dass du dich selber rettest!“, sage ich zu der kranken und setze sie auf einen Felsvorsprung. „Für deine Ankunft beten wir“, verspreche ich der zweiten, die das Röhrchen trägt, dann werfe ich sie in die Luft. Sie ist ein wenig unsicher, flattert unbeholfen und will nicht aufsteigen, wie es Brieftauben tun müssen. Immer wieder kreist sie um die Kanzel, und mir sinkt dabei der Kopf auf die Brust. Ist sie schwerer verletzt, als sich von außen erkennen lässt? Fliegt sie überhaupt nicht ab, oder erliegt sie auf dem Wege?“

Sie fliegt endlich ab! Nach einer Viertelstunde aber kehrt sie zurück! Sie setzt sich auf den Felsvorsprung und schmiegt sich an die Schwester!

„Was nun?“ , fragt mich meine Frau.

Dem Ende zu . . .

Ja, was nun? Soll ich antworten, dass bald die Nacht komme und wir erfahrungsgemäß etwa acht Stunden Ruhe hätten, am folgenden Morgen der Kampf aber wieder beginne und so lange dauere, bis das Petroleum zu Ende sei? Soll ich sagen, dass wir kurze Zeit nachher bei lebendem Fleische und langsam zu Tode geschunden würden?

„Ach, Frieda“, antworte ich und lege meinen Arm um ihren Nacken, „es wird sich schon eine Hilfe finden.“

„Ja? Meinst du?“ , fragt sie. Ihre Augen sind voll Tränen. Sie glaubt so wenig daran wie ich selber.

Die Nacht über brennen wir auf der schmalen Stufe des Steigs ein Holzfeuer, um Petroleum zu sparen. Ich habe dazu Tisch und Bank auf der Plattform zerschlagen. Bis Mitternacht wacht Frieda, nachher ich. Es ereignet sich nichts



Besonderes.

Als ich bald nach Tagesgrauen das zweite Fass Petroleum zum Steig rollen will, finde ich die Tauben nicht mehr. Wegfliegen hatte zumindest

die eine bestimmt nicht können, also waren sie wohl beide die Wand hinuntergeflattert, waren geflüchtet! Ich verschweige es Frieda.

Gleich nachher beginnt wieder der Kampf. Es ist, als wüssten die Ameisen ganz genau, dass der Tod, den wir ihnen bereiten, ihrer ungeheuren Zahl nichts anhaben kann, uns aber einmal das Petroleum ausgehen muss! Sie beginnen nun auch schon die Seitenwände des Steigs zu erklettern. Die aufschlagenden Flammen brennen sie zwar auch dort zu einer Kruste, in den Zwischenzeiten aber kommt doch die eine oder andere durch. Wir müssen höllisch aufpassen. Gegen Mittag ist auch das zweite Fass zur Hälfte leer. Als ich einmal auf der Kanzel stehe und zum Sumpf hinunterschaue, in dem es schon sterbensruhig geworden ist, tritt Frieda zu mir. „Glaubst du denn, ich weiß immer noch nicht, was uns bevorsteht?“, fragt sie. „Glaubst du, ich habe es nicht schon gestern gewusst?“ Ich ziehe sie an mich, und wir sehen nun beide den Abgrund hinunter. Wie scharfe Spieße starren die Baumwipfel herauf!

Während wir so stehen und uns vor dem nahen Tod aneinanderklammern, kommt aus der Ferne, von Westen her, ein ungewöhnliches Geräusch. Es ist ein leises, dunkles Summen, das allmählich an Stärke zunimmt. „Das Verkehrsflugzeug, Frieda“, sage ich nach einer Weile. Zwei-, dreimal im Jahr kommt es vor, dass es abweicht von seinem Kurs und den Weg über Santa Friderica nimmt. Wir sprechen weiter nichts, denken an die Menschen in den weichen Sitzen, wie sie schlafen oder lesen oder eben einen Erfrischungsdrink nehmen. Keiner von ihnen weiß, dass wenige Kilometer von ihrer Sicherheit und Bequemlichkeit entfernt ein Mann und eine Frau die letzten Stunden leben.

Nachkurzer Zeit ist das Flugzeug als ein Punkt erkennbar. „Gerade auf uns zu!“, weint Frieda auf. „Gerade auf uns zu und - über uns hinweg!“ Sie schlägt die Hände vor die Augen und weint...

Ja, gerade auf uns zu! Gerade - aber da fasse ich Frieda plötzlich an den Schultern! „Du! Das ist keine Verkehrsmaschine! Das ist ein Einmotorer! Wenn der - für uns käme! Frieda! Frieda!“ Ich reiße mir das Hemd über den Kopf, sdiwinge es wie eine Fahne, eine Fahne ...

Der Einmotorer - kommt - für uns!

Er umkreist einmal die Kanzel, wir sehen den Piloten winken! Und dann, dann fliegt er dem Graben zu, über ihn hinweg, den sanften Hang empor, der zum Graben hinunterführt, noch ein Stück darüber hinaus, fliegt den Anmarschweg der Ameisen ab! Aus Düsen aber, Düsen an der Unterseite des Flugzeugs, strömt dünner, feiner Nebel! Er hält sich einen Augenblick in der Luft, sinkt dann langsam nieder, legt sich als eine Decke, eine Todesdecke auf die Ameisenarmee! Gift! Gift!

Wir gebärden uns wie toll, schreien, jubeln, fallen uns in die Arme, springen den Steig hinunter! Noch können wir nicht auf die freie Wiese, weil die Ameisen hier nach wie vor leben. Aber es ist ein anderes Bild als früher! Sie stehen nicht mehr kalt und ruhig zum Angriff bereit, die Köpfe mit den entsetzlichen Kiefern gegen uns gerichtet, sie krabbeln und laufen durcheinander und übereinander und achten nicht mehr auf uns!

Und nun kommt der Einmotorer zurück. Er fliegt um die Kanzel und über das Haus und streut und streut - und wo der feine Nebel niedergeht,



erstirbt das Gekrabbel und Gelaufe im Augenblick! Auch vor uns! Da werden wir noch einmal närrisch! Wir springen in die Wiese und werfen Piloten Kuschhände zu, und eine Sekunde, als er die Kanzel zum zweiten Mal umflogen hat und uns ganz nahe ist, sehen wir ihn lachen und nicken. Er fliegt dann weg, das Motorgeräusch wird schwächer und erlischt allmählich.

Frieda und ich sinken in die Knie. Wir beten nicht in Worten, wir weinen, aber der Herrgott versteht uns wohl. Als wir dann zum Hause waten - ja, wie man im Herbst im Laub wadet! -, kommt mich schon der Übermut an. Ich greife einen der Ameisenleichen vom Boden, halte Frieda hin. Siehst du, was ich immer gesagt habe: sechs Beine, nicht vier! Ich habe eben in der Schule besser gelernt als du!“

Frieda sieht mich verständnislos an, da umfasse sie und küsse sie auf den Mund. „Manchmal hat eben auch der Mann recht, nicht bloß immer die Frau!“ sage ich.

--- Onkel Richard schwieg und führte das Weinglas zum Mund. „Und das Vieh?“, fragte ich nach einer kleinen Weile. „Habt ihr es wiederbekommen?“

„Bloß einzelne Stücke. Acht oder zehn von den dreihundert, Agostino konnte die Herde unmöglich zusammenhalten. Sie lief in ihrer Angst in alle Winde auseinander. Wir mussten eigentlich wieder von vorn anfangen, nicht wahr, Frieda?“

„Ja“, antwortete die Tante. „Aber wir hatten Glück dabei.“ „Und Perez?“, will ich weiter wissen.

„Perez? Der kam mit dem Leben davon, allerdings ganz knapp nur. Aber heute sitzt er wieder grossmächtig auf Santa Friderica und hütet uns die Farm während des Urlaubs.“

„Wie war das eigentlich mit dem Flieger?“, erkundigte ich mich noch.

„Der Flieger?“, wiederholte Onkel Richard. „Ja, da muss ich noch einmal Freund Lutz und die eine Taube nennen. Lutz wollte nach seinem ersten Warnbesuch damals noch einmal kommen und stieß bereits auf die Ameisen. So ritt er Hals über Kopf die vierzehn Stunden zur Polizeistation und machte Lärm. Genau einen Tag später kam dann die Taube - allerdings nur die eine! - mit meinem eigenen Hilferuf, und da telefonierten sie das Flugzeug aus der Hauptstadt heran. Dem Piloten habe ich übrigens die goldene Rettungsmedaille verliehen, um den Hals zu tragen an einer Kette aus Ameisengebein!“